

Magazin

Ein vergessener Raum ohne Erdgeschoss

Ausstellung «No Ground Floor» Der Kesselraum im Gassner-Areal schrieb in den 1970er-Jahren Berner Kulturgeschichte. Jetzt wird er von jungen Kunstschaffenden neu bespielt.

Livia Künzi

Versteinerte Biomasse und kondensierter Atem. Eine Uhr aus Bleistiftkohle versteinert die Zeit. Transparente Bildträger hängen wie senkrechte Wasseroberflächen. Liegestühle, ein Klangspiel und ein Raum ohne Erdgeschoss. Im Kesselhaus des Gassner-Areals findet wieder Kunst statt.

Seit den 1970er-Jahren, als die Aktionsgalerie den Raum zu einer wichtigen Kulturstätte in Bern machte, stand er nicht mehr für die Öffentlichkeit zur Verfügung. Das Ausstellungsprojekt «No Ground Floor», geleitet von der Galerie Béatrice Brunner, schafft nun berührende und neue Punkte zur Anknüpfung an den Raum. «No Ground Floor» beschreibt die Lokalität im Gassner-Areal in Bern treffend. Mehrere offene Ebenen, Treppen und zwei deckenhohe Säulen verleihen dem Raum eine escherhafte Dimension. Auf der Einladungskarte erkennt man die mit blauen Fliesen eingekleideten Wände und eine halb hohe Treppe, die zu einer Tür führt. Keine Intervention der eingeladenen Künstlerinnen und Künstler, sondern ein Relikt dieses jahrelang ungenutzten Raums.

Der vergessene Kunstraum

Das Areal trägt den Namen Rupert Gassners, der 1891 das Backsteingebäude im Altenberg erbauen liess und eine Bierbrauerei und eine Eisfabrik eröffnete. Nach deren Schliessung im Jahr 1969 beherbergten die Räumlichkeiten die Aktionsgalerie, gegründet von Ruedi Jäggi.

Mit dem Abgang des legendären Kurators Harald Szeemann aus der Kunsthalle Bern im selben Jahr füllte die Aktionsgalerie ein plötzlich entstehendes Vakuum in der Berner Kunstszene: International vernetzte, avantgardistische Positionen wurden hier gezeigt. Kunstschaffende wie Meret Oppenheim, Lilly Keller und Franz Eggenschwiler stellten hier aus. Die Szene rund um die Aktionsgalerie wür-

digte die Galerie Béatrice Brunner bereits 2021 im Rahmen der Ausstellung «Margrit Jäggi und die Berner Szene 1950–1970».

Durch die Arbeit an einem Filmprojekt stiess die Galeristin Brunner auf den vergessenen Kunstraum am Aareufer und lancierte das Projekt für eine Zwischennutzung. Ermöglicht und begrüsst wurde die Zusammenarbeit von Jacqueline Gutknecht Pagano. Sie ist Gassner-Erbin und Urenkelin des Firmengründers.

Der geschichtsträchtige Raum soll nun von jungen Kunstschaffenden neu bespielt werden. Ein Anknüpfen an die Positionen der alten Garde erscheint dabei zweitrangig – und dies zu Recht. Die politische Realität von Energiekrise, Klimakrise und Spätkapitalismus sind die subversiven Stränge, die sowohl die Kunstschaffenden wie auch die Besucherinnen und Besucher durch die gezeigten Werke leiten.

Der Kesselraum wird in dieser Ausstellung nicht nur als Raum bespielt, er erscheint ebenso als Werk. Er rekontextualisiert, erweitert und öffnet neue Stränge zu den gezeigten Positionen und deren Inhalten. Eingeladen für die Ausstellung sind Karen Amanda Moser, Miriam Sturzenegger und Lorenzo Salafia. Während der Projektentwicklung wurden weitere Künstlerinnen und Künstler dazugeholt, Nadine K. Cenoz, Ruven Stettler, Karin Lehmann und Matthias Liechti.

Kondensierter Atem

In einem schwarzen Teich liegt die jahrtausendealte, versteinerte Biomasse. Der Steinkohlekoks im Werk «What Remains (Suspension)» ist ein Relikt aus dem Keller der Künstlerin Miriam Sturzenegger. Das Material, eingemauert unter dem Treppenhause, wurde bei Renovationsarbeiten gefunden. Aus einem kleinen Rohr tropft der kondensierte Atem der Besucherinnen und Besucher in einen Betonpool. Die Skulptur von LorenSa-



Das Werk «What I Said Earlier Now Appears in the Guise of Hulks Lung» von Ruven Stettler. Foto: Franziska Rothenbühler

lafia trägt den Namen «Together Ahead» – den Ruag-Slogan.

Beide Werke sind materialsensibel und höchstästhetisch, doch der beunruhigende Subtext schwimmt an die Oberfläche. Es sind aktuelle und politische Dringlichkeiten, die hier über Form und Material die Stränge zum Raum ziehen und die gezeigten Werke miteinander kommunizieren lassen. Transparente Bildträger, auf Seide und Vinyl. Die Farben Grün, Blau und Rot schwimmen wie ein Ölfilm senkrecht auf deren Oberflächen.

Ruven Stettler bedient sich Sujets der Populärkultur, unter anderem der japanischen. Seine in Grüntönen gehaltene Malerei auf zusammengeleimten Seiden beschwört eine überwucherte oder überschwemmte Landschaft, bewohnt von pokémonartigen Kreaturen. Die Zeichnung aus Bleistiftkohle von Matthias Liechti «10:10» lässt die Zeit stillstehen. Die Skulpturen von Karen Amanda Moser «Analysis» und das Klangspiel von Karin Lehmann «Seltene Erde (Erbium, Praseodymium, Neodymium, Cer)» rekontextualisieren am Ende des Rundgangs den blau gefliesten Raum zur Spa-Oase und zum Therapiezimmer für das geteilte Trauma.

Mit den Wortartensymbolen bedient sich Karen Amanda Moser in ihrem Werk der pädagogischen Lehre von Maria Montessori. Sie zementieren damit die multisensorische Erfahrung, die man in dieser Ausstellung erhält: Material, Form, Mensch und Raum kommunizieren miteinander und verhandeln neue Inhalte und Anknüpfungspunkte. Die historischen Bedingungen schwingen in den Köpfen mit, während ungedachte Potenziale dieses Raumes von den Künstlerinnen und Künstlern ausgeschöpft wurden.

Ausstellung im Gassner-Areal, Uferweg 42, bis 15. Oktober. Öffnungszeiten: Do und Fr, 14–18 Uhr, nachmittags 12–16 Uhr

Die Bärenfrau tappt nicht in die Romantikfalle

Effinger-Theater «An das Wilde glauben» zeigt die Kraft der Fantasie. Schade nur, fehlt die Lust, sich in die Aktualität einzumischen.

Die Frau balanciert über den Vulkan, die Arme ausgebreitet wie eine Seiltänzerin im Zirkus. Auf der anderen Seite wartet der Bär. Das Tier riecht die Wanderin, lange bevor sie im Schnee vor ihm auftaucht. Sie schaut in seine gelben Augen. Er fletscht die Zähne, sie auch. Dann beisst er zu. Immer schon hat sie der «Ruf des Waldes» gelockt. Die französische Anthropologin Nastassja Martin erinnert sich in ihrem Essay «An das Wilde glauben» (2021), wie Raubtiere, weite Ebenen, hohe Berge und das «entfesselte Meer» für sie seit der Kindheit der Grund seien, «warum ich leben will». Später endet diese Natursehnsucht für sie fast tödlich: 2015 läuft Martin, die auf der Halbinsel Kamtschatka im ostasiatischen Zipfel Russlands die Kultur des indigenen Noma-denstamms der Ewenen erforscht, einem Braunbären vor-

die Tatzen. Der «Zusammenstoss», wie Martin es nennt, hinterlässt nicht nur Wunden in ihrem Gesicht, die unter russischen

und französischen Chirurgen Konkurrenzkämpfe entfachen. Sie fühlt sich dem Bären verbunden – nach Ansicht der Ewenen

ist sie nun eine «miedka», ein Wesen, das «zwischen den Welten lebt». «Es gibt nichts Zufälliges mehr, es gibt nur Resonanzen», so die Wissenschaftlerin. Ihr Weltbild gerät ins Wanken.

Der Soundtrack entführt in die Ferne

Es ist diese persönliche Verwandlung, die Regisseurin Annina Dullin, Schauspielerin Dascha von Waberer und Dramaturgin Christiane Wagner bei ihrer Fassung von «An das Wilde glauben» als Monolog im Theater an der Effingerstrasse am meisten interessiert. Für die Faszination und die Glücksmomente der Forscherin sowie ihre Einsamkeit und ihren Orientierungsverlust nach dem Ereignis mit dem Bären findet die Inszenierung stimmige Bilder.

Sie harmonieren gut: Dascha von Waberer mit ihrem unauf-

geregten, auf Feinheiten achtenden Spiel und ihrer kernigen Hörbuch-Stimme, die graue Landschaft mit dem Igluzelt und ein paar verlorenen Bäumen (Bühne: Beni Küng) und der Soundtrack, der in die Ferne entführt, ohne in die Romantikfalle zu tappen (Musik: Robert Aeberhard). Eine Ecke des Saals wird zum Bärenrachen, das Zelt zum Schattentheater, eine Glasscheibe zur Landkarte oder zum Operations-tisch und die Bühnenkante zum eisigen Vulkan. Die Fantasie erhält im Stück viel Platz, da verträgt es auch den Bären, der doch noch eines Nachts in einem echten Pelz durchhuscht.

Inhaltlich gehen die Macherinnen mit dem Stoff allerdings sanfter um, als es von einem zeitgenössischen Theater zu erwarten wäre. Sie verlassen die Fussstapfen der gekürzten Vorlage

nicht und knüpfen keine eigenen Bezüge zu aktuellen Debatten um Klimaerwärmung, Artensterben und Tierhaltung. Und Berns Bären und Bärenfächleute wurden zwar für die Recherchen gesucht, durften aber schliesslich nicht auf die Bühne. Diese Theaterexkursion streift hauptsächlich die universellen Fragen, die auch Martin in «An das Wilde glauben» umtreiben: Wie viel Tier steckt im Menschen, und wie viel Menschliches erträgt die Natur? Im Fall der blutigen Konfrontation in Kamtschatka überleben beide knapp. Der Bär lässt die Anthropologin los, als sie ihn mit dem Eispickel trifft.

Céline Graf

Theater an der Effingerstrasse, Bern, Montag, 26. September, 20 Uhr; weitere Vorstellungen bis 21. Oktober.



Dascha von Waberer verkörpert die «Bärenfrau» unaufgeregt und mit auf Feinheiten achtendem Spiel. Foto: Severin Nowacki